

STIMMEN aus Berlin

Gespräche über die
Zukunft der Stadt

Eine ethnographische Annäherung

An Ecken, wo es brodelt

Drei Kneipen, drei Monate, drei Szenebezirke

MENSCHEN KOMMEN UND GEHEN

Ein Blick in Berlins Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft
auf der Rückbank Berliner Taxis

Ein Haus in Pankow

Interviews mit einer Hausgemeinschaft im Norden Berlins –
wo Vergangenheit die Zukunft trifft.

Nicht alles, was glänzt, ist Gold

Die schwule Subkultur Berlins über sich selbst und
ihre Rolle in einer zukünftigen Gesellschaft

Überleben in Berlin

Zukünfte am Rand der Gesellschaft

ZUKUNFTSmacher

Die Berliner Social-Impact Szene arbeitet an einem besseren Morgen

IDEE

Ein Projekt bei der die Zukunft Berlins aus der Perspektive unterschiedlicher Subkulturen mit Hilfe ethnografischer Methoden untersucht wird.

FRAGEN

- **Wie sehen Zukunftsbilder dieser Subkulturen aus?**
- **Welche Hoffnungen und Wünsche gibt es im Bezug auf Ihre persönliche Zukunft & die Zukunft Berlins?**
- **Welche Rolle spielt Zukunft für die jeweilige Subkultur?**

ZIELE

- **Erprobung ethnographischer Methoden**
 - für uns als Wissenschaftler die gesellschaftliche Problemstellungen untersuchen wollen
 - für die Zukunftsforschung
- **Zukunftsbilder bzw. Verhältnis von Zukunft in Berliner Subkulturen zu erfassen.**
- **Erstellung eines journalistischen Bands mit Essays die unserer Ergebnisse festhalten und kommunizieren**

6 Subkulturen im Fokus

Taxifahrer



Eck-Kneipen



Schwule



Ein Haus in Pankow



Social Impact Start-Ups



Menschen am Rade



ERGEBNISSE

An Ecken, wo es brodeln

Drei Kneipen, drei Monate, drei Szenebezirke

MENSCHEN KOMMEN UND GEHEN

Ein Blick in Berlins Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft
auf der Rückbank Berliner Taxis

Ein Haus in Pankow

Interviews mit einer Hausgemeinschaft im Norden Berlins –
wo Vergangenheit die Zukunft trifft.

Nicht alles, was glänzt, ist Gold

Die schwule Subkultur Berlins über sich selbst und
ihre Rolle in einer zukünftigen Gesellschaft

Überleben in Berlin

Zukünfte am Rand der Gesellschaft

ZUKUNFTSmacher

Die Berliner Social-Impact Szene arbeitet an einem besseren Morgen

KONZEPTION VON ZUKUNFT

Ergebnisse | Konzeptionen v. Zukunft

„Zukunft? Das was vor mir liegt! Ist heute nicht mehr so metaphysisch besetzt wie früher ... glaube das liegt daran ... dass Zukunft jetzt mehr Angst macht...“

"Also wie gesagt, mir wäre es schon ganz lieb, wenn es so bleibt, wie es bisher ist. Also nicht, dass ich jetzt so Angst vor Veränderung hätte. (lacht)... Aber ja doch eigentlich schon, ne.“

„Niemand weiß, was die Zukunft bringt.“

„Was heißt ‚Zukunft‘?“

„ZUKUNFT? Das ist abstrakt“

„Eine Veränderung zum Positivem schaffen“
„(wir sind eine)...grüne Elite, die Spaß hat, an Zukunftsbildern zu basteln“.

„Kann man überhaupt noch planen heutzutage? Ziele setzen auf jeden Fall, aber gewisse Dinge zu planen ist schwer.“

ZUKUNFT IN BERLIN

Ergebnisse | Zukunft in Berlin | positiv

„Wandel gehört zu Berlin dazu. Jemand hat mal gesagt: Berlin ist verdammt dazu, zu werden, aber nie zu sein. Das ist das Schicksal von Berlin.“

„Na rosig vielleicht nicht, aber zumindest nicht negativ.“

„Multi-kulti find ich gut, bin da richtig für. ... ich finde toll wie sich Berlin entwickelt hat. Früher war Berlin doch ganz schön provinziell“

„Berlin hat sich positiv entwickelt. Die Stadt ist viel internationaler geworden. Viele Leute sind hierher gekommen. Der komische Muff ist raus, der früher hier normal war, in Ost wie auch West. Die Stadt wird moderner.“

„In Berlin kann man schon ein bisschen die Zukunft sehen.“

„Das die Stadt weiterhin ein Spielplatz bleibt, der einen Platz für jeden bietet.“

„Berlins Zukunft ist hell erleuchtet, die der Taxibranche düster. Es geht stetig bergab.“

Ergebnisse | Zukunft in Berlin | negativ

„... dieser Konkurrenzkampf wird immer größer, es wird enger in den Bahnen und auf den Straßen, dadurch entsteht eine Aggressivität und eine noch stärkere Anonymität ... Es ist eben nicht mehr so auf der Straße, dass man den Nachbarsjungen erkennt ...“

“Es wird jünger. Aus ganz Deutschland kommen die Leute hier her. Wohl überwiegend Schwaben müssen es sein, habe ich gehört. Ich weiß auch nicht, früher war es schon besser.“

„In absehbarer Zeit wird Berlin die Armen korrekt an den Rand drängen. Da sind die schon fleißig dabei.“

„Alles ist teurer – vom Brot bis zur Miete.“

„Ich bin nicht so begeistert, wie sich die Stadt entwickelt. Das typisch Berlinerische geht verloren. Hier war es ruhig und zufrieden. Man konnte hier einigermaßen wohnen. Die Mieten waren nicht so teuer und das entwickelt sich jetzt alles anders, weil zu viele nach Berlin kommen und hier mitmischen, in diesem großen Topf. Und das wirkt sich für die Ureinwohner ein bisschen negativ aus.“

Ergebnisse | Mieten

"Ich kenne drei Leute, die mussten alle weg aus ihrer Wohnung."

„Wenn Berlin bewohnbar und bezahlbar bleibt, dann ist doch alles in Ordnung.“

“Nicht mehr viel, ich hab ja nicht mehr viel Zukunft. (lacht) Ich plane nicht mehr. Ich möchte einfach nur in meiner Wohnung bleiben, hier wohnen bleiben. Das ist meine Zukunft.“

„Ich bin nicht so begeistert, wie sich die Stadt entwickelt. Das typisch Berlinerische geht verloren. Hier war es ruhig und zufrieden. Man konnte hier einigermaßen wohnen. Die Mieten waren nicht so teuer und das entwickelt sich jetzt alles anders, weil zu viele nach Berlin kommen und hier mitmischen, in diesem großen Topf. Und das wirkt sich für die Ureinwohner ein bisschen negativ aus.“

Ergebnisse

An Ecken, wo es brodelt

Drei Kneipen, drei Monate, drei Szenebezirke

von Heike Dietz und Jana Holz

»Früher waren hier
an jeder Ecke vier Kneipen und
alle sind satt geworden.«

(Wirtin, Anfang 60, Neukölln)

Altbayerische Eckkneipe, Bierlokal, Spielkneipe, oder ist es doch ein Szenelokal? Es gibt viele Namen für die Lokalitäten, die die Ecken und Straßen Berlins seit Jahrzehnten bewahren. Sie gehören zum Berliner Stadtbild einfach dazu. Für viele Gäste wie auch Mitarbeiter sind sie ein zweites Zuhause. Viele dieser Altbayerischen Kneipen mussten jedoch in den letzten Jahren schließen. In Zeitungen, auf Blogs und in Büchern wird darüber diskutiert. »Nach vor 150 Jahren war Berlin die Stadt mit der höchsten Kneipendichte Europas«, weiß der Schriftsteller und Regisseur Clemens Fisser, der ein Buch [1] über Berlin und seine Kneipen geschrieben hat: »10 000 literarische Lokalitäten gab es 1910 in der Stadt, 2002 waren es nur noch 25 000.« [2] Jetzt, gut zehn Jahre später, sind es sicherlich noch mal ein paar Hundert weniger geworden. Wir haben nicht nachgezählt, sind aber trotzdem überzeugt, um uns ein eigenes Bild von dieser Szene noch bestehender Altbayerischer Kneipen zu machen. Wir waren in drei Kneipen in drei Szenebezirken Berlins und haben drei Interviews geführt. Prenzlauer Berg, Kreuzberg und Neukölln

sind Bezirke, in denen es brodelt – man spricht auch von Gentrifizierung. Unsere Beobachtung wurde immer wieder in die Vergangenheit versetzt und auch in den Interviews war die vergangene Zeit mit dem Leitgedanken »Früher war vieles besser« zentral. Trotzdem oder vielleicht auch gerade deshalb, haben wir mit den Betreibern und Betreiberinnen der Kneipen über ihre Zukunftsvorstellungen für sich selbst und für die Stadt Berlin gesprochen. Unser Interesse gilt dem Umgang mit den zeitlichen Veränderungen, den Herausforderungen des Berliner Lebens und dem Dasein der Kneipenbesitzer und Kneipenbesitzerinnen – und wir haben eine Vielfalt an Einblicken und Antworten bekommen.

glüte zu herrschen. Die Ahnentafel hat einen zentralen Platz an der Wand gefunden. Zum jetzigen Zeitpunkt sind Elli noch circa 16 Stammgäste geblieben. Solche die kommen und auch verbleiben. Keine Yuppies und auch keine Hipsters, die zwei Stunden an einem kleinen Bier nippen und dann wieder verschwinden – das kann Elli gar nicht leiden. Es geht dem Ende zu und wenn man der Frau mit blondgefärbtem Haar, Rollkragenpullover und versauerter Stimme zuhört, fällt es leicht, sich in die Situation hineinzuversetzen. »Früher war es besser« ist die Antwort auf viele unserer Fragen. 60 ist sie jetzt und versucht noch drei Jahre durchzuhalten. Dann hat sie ihr Rentenalter erreicht. Darauf freut sie sich schon, weiter



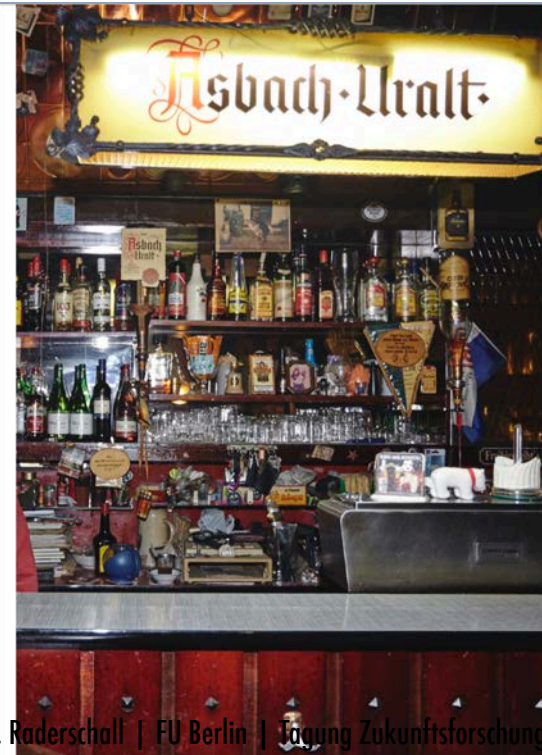
Stimmen aus Berlin – Gespräch über die Zukunft der Stadt

ist die Planung nicht. Vielleicht verkauft sie und dann entweicht der Vermieter, was mit den Räumlichkeiten ihrer Kneipe passieren wird. Sie tippt auf eine Anwaltskanzlei. Wir auf ein weiteres Café. Die Kneipe ist schon lange nicht mehr renoviert worden und ist ihrer Beschreibung ein bisschen »vernagelt« mit Wohlfühlfaktor und selbst gerösteten Spinnweben. Seit knapp 20 Jahren ist die Inhaberin dieses Altbayerischen Lokals. Zu Beginn führte sie mit ihrem Mann zusammen, der sich aber ziemlich schnell dem Staub machte. Früher war Elli als kaufmännische Angestellte tätig. Damals, nach der Wende, so sagt sie, »... war das der Job nicht mehr so doll... Viel Auswahl hatte man ja nicht – Zeitungsladen oder Kneipe.« Und so steht sie seitdem hinter ihrer Theke. Sechs Tage die Woche, von 12 Uhr mittags bis zum späten Abend. Es wird auch mal nach Belieben geschlossen, sollte kein Betrieb mehr sein. Nach Hause hat sie es nicht weit, einmal die Treppe hinauf. Sonntags ist Elli freier Tag. In diesen Stunden entspannt sie vor dem Fernseher und erhebt sich von den trinkfreudigen Tagen und Abenden am Zapfhahn. Wenn

man Elli nach Urlaub fragt, werden schon mal kurz die Jahrzehnte verwechselt. Ihr letzter lag im Jahr 1997, einmal quer durch Deutschland mit dem Wohnmobil. Generell scheinen Freizeit und Vergnügen in der Vergangenheit zu liegen.

Die Zukunft spielt für Elli keine große Rolle, denn viel hat sie ja nicht mehr davon, sagt sie. Ihre Wohnung will sie gerne behalten. Dort wohnen bleiben dürfen und in Ruhe gelassen werden, das ist ihr Wunsch. Auch ein Sechser im Lotto wäre nicht schlecht. Ob sie spielt, verrät sie uns nicht. Gesund bleiben ist für Elli auch ein wichtiger Punkt. Alternativ zu den vorherigen Wünschen könnte die Zukunft auch eine anständige Beerdigung vom Sozialamt bringen. Einen ganz schön trockenen Humor hat sie und aus lauter Verlegenheit lachen wir an dieser Stelle das erste Mal gemeinsam.

Anget hat sie davor, dass der Vermieter Eigenbedarf anmeldet und sie ihren Laden dicht machen muss. Neukölln ist für Elli der wahre Ort in Berlin. Hier wohnt sie, hier arbeitet sie, hier fühlt es sich »heimelig« an. Dass sich ihr Kiez so stark verändert hat, schiebt sie der Schließung des Flughafens Tempelhof zu. Sie erklärt uns: Früher handelte es sich um ein Arbeiter- und



Ergebnisse

ZUKUNFTSmacher

Die Berliner Social-Impact Szene arbeitet an einem besseren Morgen

von Thomas Malorny, Lisanne Raderschall, Julia Werner

»In Berlin kann man schon ein bisschen die Zukunft sehen.«

(7)

Während aus dem Vorderhaus noch Dinerdunst weht und blinkende Lichtketten in die Einfahrt des Kreuzberger Hinterhofs hinein flackern, verpircht das gluckende Blubbern des Espresso-Ärgeres einen feinen Fairtrade-Kaffee-Duft und ein wohliges Gefühl. Ingerüstet währendes Palisandenmöbel verleiht Aufbruchstimmung für die anstehenden Aufgaben: »Eine Veränderung zum Positiven schaffen«. Wir sind mitten drin in der Welt der Berliner »Social-Impact Start-Ups«, einer Welt, in der es darum geht »etwas besser zu machen. Besser zu verorten, irgendwie effizienter zu machen im Sinne von Nachhaltigkeit« so einer der Gründer. Hier in Berlin, in Deutschland und – so zumindest die Hoffnung – auch global. Denn es geht ja um den »Impact«, also darum, eine Auswirkung, einen Einfluss oder Effekt zu haben, aber nicht irgendeinen, sondern einen, der nachhaltig und sozial ist, wenn möglich an beiden gleich beides.

Die kurze Formel lautet: Gutes tun und Geld verdienen. Innovative Produkte, Dienstleistungen und Geschäftsmodelle entwickeln,

die soziale, ökologische, lokale und auch globale Probleme angehen – und dabei profitabel sein. Das ist zusammengefasst das, was »Social-Impact Start-Ups« ausmacht. In Berlin finden sie eine dankbare Spielwiese. In den Co-Working Spaces zwischen Prenzlauer Berg und Neukölln, in denen sich viel JungunternehmerInnen temporär Schreibtische und Konferenzräume teilen, sammelt sich von IT-Lösungen über elektrifizierte Fahrradkurier, halbkompaktible Bienenstöcke, »Sharing-community Apps« bis hin zum »Upcycle«-Modell eine riesige Bandbreite unterschiedlichster unternehmerischer Lösungsansätze für die vielfältigen Probleme (der Großstadt) des 21. Jahrhunderts.

30

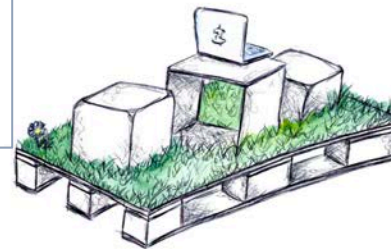
Kunststraßen bespannten Palisandenmöbel zu finden. In die feine Haut des Nagelbetts picket eine schmale, spitze Holzspitze. Der »Industrial Chic« der Start-Up-Szene liegt offensichtlich irgendwo zwischen IKEA-Regal und »Do-it-yourself«-Spanplatten – und Palisandenmöbel. Hineingestellt wird die locker-leicht improvisierte Sofalandschaft in die weiß getünchten Sichtmauerwerkliche Kreuzberger Hinterhöfe, gut gesichert durch doppeltes Schloss und elektronischen Türcode, denn nicht nur die

»Dieses ganze Sustainability Ding ist in Berlin ja riesig«

Ideen hier sind wertvoll – auch die obligatorischen Alu-MacBooks und der Espresso-vollautomat sollen nicht gekaut werden.

In dieser inszenierten Lässigkeit gilt es zu »spitzen«, zu »co-worken«, zu »netzwerken«, seine »Challenges« zu meistern und die eigene »Social Innovation« in ein überzeugendes »Start-Up-Businessmodell

»hupen«. Englisch ist die Sprache der Wahl in dieser Szene, es, weil es einfach ein bisschen cooler klingt als die sperrdeutschen Bezeichnungen oder, weil sich die Szene so ihrem Vorbild dem »Silicon Valley« etwas näher fühlt. Sicher



ist: ohne eine gute Portion »Denglisch« geht es in der Welt der »Social Impact Start-Ups« nicht. Nach einiger Zeit weist uns ein aufmerksamer Kommilitone darauf hin, dass auch wir, je länger wir uns mit diesem Thema beschäftigen, mehr und mehr dazu neigen, diesen »denglischen Slang« zu benutzen, wir sind also zumindest verbal schon mitten in der Szene.

Doch woher kommt diese Social-Impact Szene, die in den letzten Jahren unter anderem in »Co-Working Spaces« und eigenen »Beschleunigern« – auch »Acceleratoren« genannt – entstanden ist? Die ihre eigene Sprache spricht, und vor allem eigene Werte und ein eigenes Verständnis davon besitzt, was es heißt ein »Business« zu betreiben und einen »social profit« zu generieren?

Schon in den 90er Jahren war Berlin bekannt als Spielwiese, als eine Stadt, in der alles möglich war und in der man sich

Stimmen aus Berlin – Gespräch über die Zukunft der Stadt

»... grüne Elite, die Spaß hat, an Zukunftsbildern zu basteln ...«

ausprobieren konnte. Sie hat sich im letzten Jahrzehnt zu einer echten Gründerstadt entwickelt und gehört neben dem großen Vorbild Silicon Valley, London und Tel Aviv zu den aktuellen Hotspots der internationalen Start-Up-Szene. Doch Berlin ist nicht nur Start-Up-Stadt, sondern in den Szenebezirken wie Kreuzberg und Neukölln auch grün, bio, vegetarisch bis vegan, CO₂-sparend, nachhaltig, multikulturell und tolerant.

Da auch Berlin mit den zahlreichen Problemen der zunehmenden Urbanisierung zu kämpfen hat – Mietpreisinflation, Vereinsamung, Anonymität, Obdachlosigkeit und stets leere öffentliche Kassen – ist es auch ein Nährboden für eine mehr oder minder neue Spezies des Unternehmers:

der »Social Entrepreneur«. Neben den traditionellen Anhängern der sozialen Dienste wie Caritas, Diakonie und Arbeiterwohlfahrt, die eher als Teil des Wohlfahrtsstaates fungieren, entsteht mit den SozialunternehmerInnen eine andere Generation gesellschaftlicher Problemlöser aus der Macherkultur der Start-Up-Szene, die in Berlin zwischen Schlemischen Tor und Hermannstraße pulsiert. Der Wille, die Welt ein bisschen besser zu machen, sind auch hier der Motor, doch Rentabilität und Profit sind selbstbewusste, stolze Begleiter und keine Unruhe.

Die Basis der »Social-Impact Start-Up«-Szene in Berlin scheint die Stadt selbst zu sein, denn keiner der von uns getroffenen GründerInnen ist nach Berlin gekommen, um zu gründen oder hatte die Idee für sein »Start-Up« schon im Voraus. Vielmehr war es das Leben in dieser Stadt, welches sie bewegt hat ihre bisherigen Jobs aufzugeben und etwas Neues anzufangen. »Dieses ganze Sustainability Ding«, wie Paul*, einer unserer Gesprächspartner, bemerkt, »ist in Berlin ja riesig.« Er ist vor einigen Jahren nach Berlin gekommen und hat als Pädagoge

gearbeitet. Er ist Anfang dreißig, kinderlos und kleidet sich lässig, gedeckt grün und gleichzeitig stilbewusst – er trägt Markenturnschuhe und gepflegten Bart, fährt Rennrad und trinkt Latte Macchiato, das aktuelle iPhone auf dem Tisch immer parat, immer erreichbar. Es scheint fast als würde es einen umfassenden Sog geben gegen den man sich kaum wehren kann. Diese Entwicklung fasziniert und polarisiert zugleich, weil sie sich zwischen Lifestyle und anpackend »etwas Gutes zu tun« bewegt. So sind es vornehmlich die Apple NutzerInnen und Latte-Macchiato-Trinker, die es satt haben, die Umwelt weiter zu



belasten, die wissen, dass Ressourcen endlich sind und nicht weiter dulden möchten, dass Menschen für die Herstellung von Produkten für unseren Markt »wie Tiere behandelt werden«. Die nicht wegschauen, wenn es um die Probleme unserer Welt geht, sondern versuchen, sie da zu lösen, wo sie selbst einen »Impact« haben können. Veränderung gleich vor der eigenen Haustür vorantreiben. Da heißt es gerne auf automobiler Mobilität zu verzichten,

31

ZUKUNFTSmacher | von Thomas Malorny, Lisanne Raderschall, Julia Werner

FAZIT

- **6 journalistische Texte Aufgrund der Beobachtungen und Gesprächen entstanden**
- **Unterschiedliche Auseinandersetzung mit Zukunft, unterschiedliche Zukunftsbilder für Berlin**
- **Ethnographische Methoden erprobt und besonders zu der Exploration eines Themas bzw. Frage als geeignet empfunden**

BACK-UP

FRAGEN?

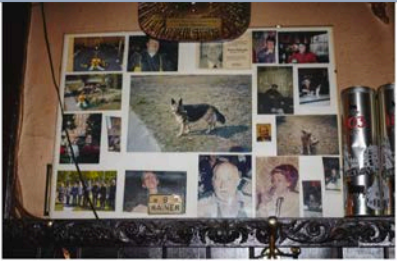
ETHNOGRAPHIE?

- altgriechisch *éthnos* „fremdes Volk“, *graphé* „Schrift“: Völkerbeschreibung
- „to grasp the native's point of view, his relation to life, to realise his vision of his world.“ (Malinowski, 1922: 25)
- Mit dem Begriff der Ethnographie wird nicht eine Methode bezeichnet, sondern ein Forschungsstil, der methodenplural angelegt ist (vgl. Atkinson/Hammersly 1994, Schütze 1994, Lüders 1995)
- Unsere Methode: Teilnehmende Beobachtung & ethnographische Interviews

SUBKULTUREN?

Subkultur bezeichnet die sozialen, kulturellen etc. Eigenarten bestimmter gesellschaftlicher (Sub- oder Teil-)Gruppen, wie sie je nach Geschlechts-, Alters-, Berufs-, ethnischer, religiöser oder sozialer Zugehörigkeit gesucht werden. Die Ausbildung von neuen (und ggf. die Auflösung alter) Subkulturen ist charakteristisch für moderne pluralistische Gesellschaften.

Ergebnisse



Ellis, Kneipenfoto

Ausländerviertel. Alle lobten wohlwollend nebeneinander her. Heute ist die Gegend beliebt geworden. Das Publikum wird jünger und sie kennt die Leute kaum noch. Die Straßen vor ihrer Haustür erscheinen ihr platt gewohnt und nackter zu werden. Die Zeit der Eckkneipen sei vorbei. »Früher waren hier an jeder Ecke vier Kneipen und alle sind jetzt geworden.« Wenn sie sich etwas für die Stadt Berlin wünschen könnte, wären es eindeutig bezahlbare Wohnungen. Das »ferienwohnungsproblem« der Stadt nimmt Ellis als »tödliche Wahn«. Eine negative Entwicklung für Berlin sieht sie im Terrorismus. »... wenn das mit den Bolognesen, Salfutten und allen, die auch sonst noch prügeln, ausarten würde.« Einige Aussichten sehen anders aus. Wir trinken das kleine Radler für 1,10 € aus und verlassen die Kneipe mit Ellis, wie sie sagt - gemischten Gefühlen.

Wir befinden uns jetzt ein bisschen oberhalb des Szenebezirks am Prenzlauer Berg Matthias, Wirt, Mitte 40

»Wende auch nicht anfangen, hier Cocktails zu mixen. Das wollen wir nicht, würde auch den Charakter hier verändern. Aber an den Sachen, die vom Staat gefördert werden, da kommt man nicht dran vorbei, also mit dem Essen aufzufahren, wegen des Nichtraucherschutzes, oder Mindestlohn zu zahlen.« Matthias ist seit 1987 in der Kneipe im Norden des Szenebezirks Prenzlauer Berg tätig. 2002 hat er das Geschäft von seinen Eltern übernommen. Davon gehörte die Kneipe bereits den Großeltern - seit 1946 ist der Laden in Familienbesitz. Die Kneipe hat also Tradition und auch am Interieur hat sich seitdem nicht allzu viel verändert. Gelegentlich an einer großen Kreuzung, an der an allen vier Ecken eine Tramstation zu finden ist. Beste Lage also, das kann man nicht anders sagen. Seine Kneipe beschreibt Matthias als »Berliner Bierkneipe«, genau so sieht es draußen aus, genau so sieht für ihn eine Kneipe aus. Wenn Fußball läuft, so wie auch heute, werden die Spiele auf einer Leinwand übertragen. Die Kneipe ist voll, nicht jeder Tisch ist besetzt, aber gut besucht ist es. Auf den Tischen steht Bier - Berliner Pilsener - genau so viele, wie Personen um ihn herum sitzen. In der Kneipe gibt es noch eine Tür mit dem Schild »Küche«, obwohl kein Essen mehr serviert wird, ein kleiner Spielautomat

steht an der Wand, B.Z. hängt an einem Garderobenhaken. Es wird vornehmlich Bier ausgeschenkt und Schnaps. Wer will, bekommt auch einen Kaffee mit Keks dazu. Morgens um zehn wird der Laden aufgemacht, sieben Tage die Woche. Die Wände sind tief ockergelb bis braun vom Rauch gefärbt. Hinter der Theke gibt es eine dunkelbraune Wandverkleidung. Was wohl die Farbe der eigentlichen Wand mal war, interessiert uns. »Das war nämlich mal Gelb gewesen. ... Jetzt ist es Ocker.« Matthias gibt zu, dass ein neuer Anstrich schon mal angebracht wäre, aber die Gäste haben ihm bisher immer davon abgeraten. »Die sagen dann, das muss so sein, das ist ne Party hier.«

An der Theke sitzen an diesem Abend nur Männer. Dahinter eine Frau. Matthias stellt absichtlich nur Frauen hinter den Tresen. »Das ist gewollt so. Ich stehe auf Frauen (lacht), die Gäste überwiegend auch. Ich find das ganz angenehm, wenn ne Frau hinterm Tresen steht.« Die Bedienung ist gefällige 40, wirkt etwas abgehetzt und vergrüßelt den berühmten Berliner Charme - pampig, extra Würste gibt es hier nicht. Drei Radler auf unserem Deckel später wirkt sie freundlicher. Sie schneift den vollen Laden ganz allein - souverän, wie wir finden.

Nach der Wende fielen die Einnahmen ganz schön ab, ein richtiges Loch sei das gewesen, sagt Matthias. Das Publikum im ganzen Viertel hat sich in den letzten Jahren verändert. »Gentrifizierung ist da ja heute der Überbegriff. Es hat sich zum Positiven verändert. Das sind alle finanziell potenten Leute hier. Was soll ich sagen, die haben auch noch nach dem 30. des Monats Geld, nicht so wie früher. So Leute wie ihr sind das.«

Matthias erinnert sich, dass bis vor sieben oder acht Jahren das Publikum eher alt war. Viele der Gäste hatten schon bei seinen Eltern am Tresen gegessen. Die sind dann allerdings innerhalb weniger Jahre weggestorben - und zum Glück kamen Jüngere nach. Der Wirt schätzt seine Kundschaft auf die eine Hälfte Stamm- und die andere Laufkundschaft, die Meisten von ihnen zwischen 30 und 40 Jahre alt. »Das Publikum hat sich völlig verändert. Ich habe auch mal mit anderen Wirten gesprochen, das ist wie so ne Renaissance, die dann eingeholt ist, worum auch immer, back to the roots, was die Eltern rein gegangen sind.« Um sich finanziell beutes aufzustellen, hat sich Matthias vor zwei Jahren ein paar hundert Meter die Straße hinaus ein zweites Standbein aufgebaut - eine alte Kneipe. Das Wirtespaar hatte aufgehört und er hat den Laden übernommen. Matthias



Stimmen aus Berlin - Gespräch über die Zukunft der Stadt



Ergebnisse

» ... das ist wie so ne Renaissance, die dann eingekehrt ist, warum auch immer, back to the roots, was wo die Eltern rein gegangen sind.«

hat einiges reingesteckt in das alte Ding. Viel musste komplett neu gemacht werden. Nur den alten Namen hat er beibehalten, den kennt man im Viertel. Dort läuft er nun arbeiten. Für seine eigene Zukunft wünscht er sich, dass eigentlich alles so bleibt, wie es ist. Er könnte sich aber auch vorstellen, das Leben zukünftig etwas entspannter angehen zu lassen: »Zwischenarbeiter werden, Kirchenschreiber bei Kaufhaus oder so.«

Auch für seine Kneipe und die Stadt Berlin, in der er groß geworden ist und immer gelebt hat, wünscht sich Matthias keine großen Veränderungen. Er findet, Berlin ist auf einem guten Weg. Wir fragen ihn, ob er die Zukunft also eher positiv sieht: »No, richtig viel nicht, aber zumindest nicht negativ.«

In die eigene Zukunft blickt er dann aber doch nicht ganz so rosa-rot. Matthias hat vor allem davor Angst, ... dass das

Rauchen abgeschafft wird in den Lokalen. Von nem wirtschaftlichen Standpunkt her wäre das für uns ne Katastrophe. Das wäre ne Zäsur. Gut, dann wird ich halt wieder anfangen mit nem kleinen Jobbus, was wir früher auch schon hatten. Man muss sich ja dann verändern. Das is ne unsichere Sache. ... Also wie gesagt, mir wäre es schon ganz lieb, wenn es so bleibt, wie es bisher ist. Also nicht, dass ich jetzt so Angst vor Veränderung hätte. (lacht) ... Aber ja doch eigentlich schon, ne.«

Wir befinden uns jetzt mitten im Bergmannkiez
Jürgen, Angestellter, Mitte 30

»Einen man überhaupt noch planen heutzutage? Ziele setzen auf jeden Fall, aber gewisse Dinge zu planen ist schwer.« Die Kneipe im Bergmannkiez besteht seit über 130 Jahren. Zurecht ist die wieder einmal auf dem Höhepunkt von fließendem Bier und guten Einnahmen. Der handgebrannte Schnaps, den man hier um 1900 kippen konnte, wird den Gästen auch heute wieder serviert und extra aus Süddeutschland importiert.

Jürgen, mit dem wir uns unterhalten, ist nicht der Besitzer, sondern einer von sieben motivierten und unterhaltsamen Männern im Team. Seinen Namen können wir vom bestellten Teambuilding ableiten, das er trägt. Die Kneipe gehört seit 20 Jahren einem schwulen Ehepaar. Die beiden besitzen zudem ein Restaurant, Appartements und einen Souvenirladen. Oft schaut einer der Beiden einmal am Tag kurz nach dem Rechten. Im Grill hat den Laden aber auch jeder einzelne Angestellte für sich allein. Das ist ein Mann. Entscheidungen treffen, schnell handeln, Gäste bei Laune halten, beschaftigen und Smoothies schenken zur Tagesordnung. Jürgen macht den Job seit elf Jahren, sechs davon war er in einer anderen Bar ein paar Straßen weiter tätig. Seit fünf Jahren steht er nun

hier hinter der Theke. Er selbst bezeichnet sich auch als »Putzfee« der Kneipe. Die Wochenendstunden, bei denen es richtig zur Sache geht, übernehmen seine Kollegen, das sei nicht so sein Ding, sagt er. Ihm fehlt die Party nicht, er ist 36 und hat eine kleine Familie. Zwei abgebrochene Ausbildungen hat er hinter sich, mit Anfang 20 dann, als die Tochter geboren wurde, hat er Verantwortung übernommen. Mittlerweile nimmt er seinen Job als »Berufung« an. »Wenn du hier nicht mit Engagement bei bist, schaffst du das nicht.« Und so kommt es schon auch mal auf seine 200 Arbeitsstunden im Monat.

Warum ausschließlich Männer angestellt sind, darauf bekommen wir keine konkrete Antwort. »Frauen sind zickig, wir Männer können Tische reden.« Und die Harmonie muss stimmen. Sowie so geht es hier viel um das Gemeinschaftsgefühl, darum, sich wohl zu fühlen. »Ich meine, hier kommt alles rein: Mädchen, Weibchen, alt, jung, schwul, lesbisch.« Bei Jürgen Erzählungen schwingt auf jeden Fall auch der Besucherinstinkt mit, keiner soll provoziert werden und schon gar nicht wegen unangenehmer Atmosphäre nicht wieder kommen wollen. Dafür sorgen er und seine Kollegen. Das Konzept kommt an, wir sitzen zwischen einem vielfältigen Publikum. Die Gäste wechseln sich in ganz natürlichem Rhythmus ab. Tagüber, wenn der Laden um 13 Uhr die Tür öffnet, trifft man vor allem auf Stammgäste, später kommen junge Frauen zur Mädelsrunde zusammen und gegen frühen Abend ist die Kneipe ein Magnet für Touristen. Dass auch die Kneipen ihre Charme entfalten, dafür sorgt einer der beiden Inhaber selbst. Bedauerlich gestrichene Wände, Fliesenmarktschächte, Überbleibsel aus vergangenen Tagen, antike Möbelstücke gepaart mit neuer Bar-Kultur ergeben das Ambiente. Die Kneipe scheint auch nicht ganz so verquält, wie die Leihung wurde installiert – was wir als sehr angenehm empfinden. All das ist für Jürgen zum jetzigen Zeitpunkt genau das, was er will und braucht. »Ich muss sagen, noch überwiegt der Spaßfaktor.« Seine Vorstellung von der eigenen Zukunft sieht aber anders aus. Nicht länger als zehn Jahre möchte er noch in Berlin hinter



dem Thesen stehen. Es soll raus gehen in die Natur, mit kleinem Häuschen für die Familie. »Ich will was Eigenes, was Keines. Ich möchte mich mit keinem anderen Mieter

»Ich muss sagen, noch überwiegt der Spaßfaktor.«

mehr rumhängen.« Das ist der Traum, von dem er während des Gesprächs oft erzählt. Auf die Frage, was er sich wünscht, antwortet auch Jürgen mit »Zu Lotto gewinnen«. Darauf folgt der tief versenkte

An Ecken, wo es brodelt | von Heike Dietz und Jana Holz

man denkt. Ich plane immer und schreibe auch immer gewisse Dinge auf, was ich zahle und was ich nicht zahle. Es klappt nie so, wie man es möchte.« So klingt es wenn Jürgen über Ängste spricht, die bei ihm auf finanzielles Risiko hinauslaufen. Seine Gedanken zur Zukunft Berlins drehen sich vor allem um das soziale Zusammenleben in der Stadt.

»Ich finde dieses miteinander Leben fällt ziemlich runter, die Leute sind eigentlich geworden, eigenständig, denen ist egal, was der Linke und der Rechte macht. Den Respekt voneinander gibt es nicht mehr. So was wie Entschuldigung, Bitte und Danke. Und so wird auch nebeneinander her gelebt. Früher war der Zusammenhalt viel besser.« Er empfindet diese Entwicklung als so extrem, dass er sie sich noch negativer gar nicht vorstellen kann. Kurz darauf räumt er ein, dass er sich Gedanken solcher Art eigentlich noch nie gemacht hat. Der Fokus liegt bei ihm, bei seinen Problemen, dass nicht ihm, »Letztendlich sind mir die anderen Leute auch egal. Wichtig

doch erstmal nur mein Umfeld. Ich selber. Meine Familie, umherstapeln und und und.« Da schlacken wir zwei als Zuhörerinnen erstmal. Und dann folgt doch noch ein »pauker stimmender Satz zum Thema Wünsche. »Natürlich richte ich mir auch, dass die Leute wieder respektvoller miteinander umgehen.« Wir setzen das Gespräch erleichtert fort. gemein bedeutet der Begriff Zukunft für den Familiervater: »sunder Einkommen, keine Schulden und Gesundheit.« Der »für Jürgen am meisten Zukunft in Berlin ausstrahlt, die Warschauer Brücke. Dieses Gefühl überkommt ihn immer, wenn ihm effektiv die Lichter der Stadt begeistern. Zukunft Berliner Bierlokale sieht er gemischt. Vor allem für Läden, die die 75 qm Grenze überschreiten und somit einen Raucherbereich bereitstellen müssen. Er denkt, viele können sich das nicht leisten und kämpfen daher um ihr Überleben. Denn mit einem Rauchverbot bleiben die Gäste aus. Selbst Jürgen als Nichtraucher findet: »Zu einem Bier gehört 'ne Zigarette.« Sein eigener Arbeitsplatz hat Glück, wo er ein beliebtes Personal zu haben, und Glück, vom Wandel im Kiez profitiert zu haben. Touristen steigern derzeit den Umsatz. Das dieser Wandel auch negative Folgen hat, ist ihm bewusst. Von herrenden Mietpreiserhöhungen ist die Kneipe bisher verschont geblieben. »Der Vermieter weiß eben, was er an uns hat.« Jürgen ist aber auch Realist, seine Erfahrungen haben ihn gelehrt: »Auch alle Güte hat irgendwann ein Ende. Wir haben jetzt dieses Gute und wir sollten es so lange mitnehmen, wie es da ist. Es wird nicht ewig so bleiben. Es wird nicht ewig brechend voll werden. Es gibt dann auch mal wieder 'ne andere Richtung.«

»Zu einem Bier gehört 'ne Zigarette.«

»Also nicht, dass ich jetzt so Angst vor Veränderung, (lacht) ... Aber ja doch eigentlich schon, ne.«

Wirt, Ende 40, Prenzlauer Berg

Unsere Eindrücke und Wahrnehmungen waren so vielfältig, wie die Szene, aus der auch wir nur einen kleinen Ausschnitt betrachten konnten. Das Spannungsfeld reichte von einer deutlich zu spürenden Distanz, über ganz klare Annahmen aus Richtung der Theke à la »die Damen bleiben doch bestimmt noch

etwas länger ...« bis hin zu der Erkenntnis, dass die anfänglich empfundene Fremde sich doch schnell in Luft auflösen konnte. Den Eindruck, das wir nicht nur üblichen Kiezler gehörien, hatten aber auch wir oft genug.

Oft war die Atmosphäre etwas rauh, doch immer irgendeine familiäre und freundliche. Auch wenn es draußen meist noch hell war, drinnen hatte man den Eindruck, es sei mindestens später Nachmittag, sowohl von der Beleuchtung, als auch von der Auswahl der Getränke her. Hippe Getränke, wie sie in den jungen Bars und Kneipen üblich sind, sucht man hier vergeblich – Bier, Schnaps, Kaffee laut das Sortiment grundlegend zusammen. Als ganz klar Überraschung empfanden wir die Anzahl an Frauen hinter der Theke, die die Kneipen eigentlich im Griff haben. Auch dass eine der besuchten Kneipen von einem schwulen Ehepaar geführt wird, entsprach nicht unserem Bild einer typischen Altbierkneipe.

Jetzt, drei Monate, drei Kneipen und drei Interviews später, hat sich unser Blick verändert, die Mutter haben sich konkretisiert und die Klischenés haben sich teilweise auch bestätigt. Jetzt bei allen Gesprächen war der eigene Kiez, die (Stamm-)Gäste und ihre Wurzeln, das Mitwachen, auch über Zigaretten und Bier wurde viel gesprochen und darüber, was sich in den letzten Jahren alles verändert hat. Bei allen drei Kneipen reduziert sich die Zahl der Stammgäste auf etwa einen bis acht Jäger und Räuber. Die Strategien, den zu begegnen, sind ganz unterschiedlich: Fußball-Übertragung, Mund-zu-Mund-Propaganda in hippen Nachbarkneipen, Entertainment hinter der Theke oder ein Fanclub mit Produkten, auch in Englisch übersetzt. Aber auch die Kapitalisation vor der Wende, das Abwarten bis zur nahen Rente, niedrigere Preise und eine Abkühlung der verstorbenen Stammgäste an der Wand stellen einen Umgang mit der Zukunft dar. Auffallend war, dass Zukunft in Zeithorizonten gedacht wurde, die sich vorwiegend an der Arbeitswelt orientierten – wie lange hat man noch bis zur Rente? Was möchte man nach dem Arbeitsleben machen? Welche beruflichen Alternativen zur Theke gibt es?

Der Umgang mit Zukunft war in allen drei Gesprächen sehr unterschiedlich und spiegelte sich im Raum wieder – ob Kapitalisation



oder Anpassung an den touristischen Mainstream.

In den Kneipen wird gelebt und gearbeitet, beides liegt hier nah beieinander, aber nicht als Form des sich beständig wandelnden Selbstverwirklichungsdrangs der jungen Hippen, sondern als gelebte Entscheidung und als Form des »Dabei-bleibens.« Es herrscht Feierabendstimmung, egal zu welcher Uhrzeit. Auch wir kamen bei jedem Besuch runter vom Alltagsstress, nahmen uns die Zeit, den Tag Revue passieren zu lassen – bei einem Rafter, einem Kaffee und einer Zigarette. Nach Rauch stinkend, aber entspannter als vorher gingen wir nach Hause. Diese Gerüche wie aus einer anderen Welt hängen uns nach.

[1] Gerson Fries, Gudrun Othoff (2011): »Berliner Jahrbuch der Kneipen. Lokale mit Geschichte und Geschichten. Lokalmotiv Verlag. 150 Seiten. 14,90 € (ISBN 9783868140000) (www.kneipenbuch.de)

[2] Gunda Bartels (2011): »Berliner Jahrbuch der Kneipen. Lokale mit Geschichte und Geschichten. Lokalmotiv Verlag. 150 Seiten. 14,90 € (ISBN 9783868140000) (www.kneipenbuch.de)

Stimmen aus Berlin – Gespräch über die Zukunft der Stadt

An Ecken, wo es brodelt | von Heike Dietz und Jana Holz

Ergebnisse



stere Stadt ein. Sie begegnen sich dabei als die Macher des wünschbaren Berlins der Zukunft, als Hersteller und Konsumenten von Produkten für eine »grüne Elite, die Spaß an Zukunftsfiktion zu basteln«. Wir begegnen zum Einen eine Vorstellung von Berlin als Prototyp der urbanen Landwirtschaftsstadt, in der die Berliner der Zukunft nicht mehr im Supermarkt gehen müssen, um sich mit Lebensmitteln zu versorgen. Die zukünftigen BewohnerInnen greifen rauf zurück, was sie selbst oder ihre nähere Umgebung bauen. Fassaden, Dächer und andere Freiflächen werden multifunktional und tragen zur Versorgung der BewohnerInnen bei, indem dort Gemüse und Obst angebaut wird. Tomaten, Trauben, Bohnen und andere Rankgewächse hängen sich an Balken zu Balken und über Fassaden und Höfe hinweg, während Freiflächen auf Dächern für den Anbau von Gemüse und Obst genutzt werden. Jede kleine Lücke und jedes heute oft grau-schwarz versiegelte Stück Erde wird lebendig. Die Stadt

Mit dieser Einstellung setzen sich die GründerInnen für eine nach ihrem Empfinden lebende

versorgt sich nicht nur selbst, sie duftet, summt und klingt nach der Vielfalt ihrer tierischen Bewohner. Es gibt jedoch nicht nur Ideen, die Stadt als Gemüsegarten zu nutzen, auch das Halten von kleinen Nutztieren scheint unseren InterviewpartnerInnen nicht völlig absurd, sondern nur eine Frage der Umsetzung – und der Zeit – in der Zukunft.

Viele Ideen der GründerInnen entstehen aus persönlicher Betroffenheit, sie ist häufig Impulsgeber und Motivation für die Entwicklung der Innovationen, die diese Zukunftsbilder Wirklichkeit werden lassen sollen: Wenn der urbane Garten inklusive Bienenstock vom Flachdach vertrieben wird gilt es, eine balkonkompatible Behausung für die kleinen summenden Nützlinge zu entwickeln. Aus einem Konzept, mit dem man selbst mal angefangen, gebastelt, »prototyped« und rumprobiert hat, entsteht »eine ganz andere Motivation«, die zu Arbeitsleistungen

wir nicht glauben würden«, dass sich die Ideen in größerem Umfang umsetzen ließen. »wirden wir es nicht machen«, so ein Befragter. Dabei geht es dem Einzelnen oft nicht allein um das eigene Projekt, sondern »um diese ganze Bewegung«, die »eine Veränderung zum Positiven hin schaffen will«.

Diese positive Einstellung und die Überzeugung, etwas verändern zu können, sind allen »Social-Impact«-GründerInnen, die wir getroffen haben, gemein. Sie sind Teil einer kleinen Gruppe von »Machern« und »MacherInnen«, die zudem ein großes Interesse an den Vorgängen der globalen

»Wirtschaftlichkeit und Soziales zu vereinen und einen gemeinsamen Mehrwert zu kreieren.«

führt »wie ich sonst nicht gemacht hätte.« wie unser Interviewpartner Franz*, ein Mittzwanziger mit dunklem Haar und Outdoor-Kleidung, mit Blick auf seine unternehmerische Tätigkeit bemerkt. Eine weitere Interviewpartnerin – sie trägt elegante Schuhe mit Absatz und wirkt durch ihre Ziellichkeit fast etwas schüchtern, doch sobald wir ins Gespräch kommen argumentiert sie sehr überzeugend und eloquent. Bevor sie sich entschieden zu gründen, war sie bei einer bekannten internationalen Unternehmensberatung gewesen und auf den verschiedensten Kontinenten gelebt – sie wollte einfach »sehen, ob ich das machen kann, was mir Spaß macht und damit meinen Lebensunterhalt verdienen kann, ohne in einem riesigen Unternehmen zu arbeiten«. Die Motivation, die häufig in die schlecht bis gar nicht bezahlte sozialunternehmerische Selbstausbeutung treibt, wird auch durch den unbedingten Glauben an die Durchsetzungsfähigkeit der eigenen Ideen für eine bessere Welt genährt. Denn »wenn

Welt, wie auch den lokalen Geschehnissen haben. Eine weitere Gemeinsamkeit ist, dass sie es sich zumeist aussuchen können, womit sie ihr Geld verdienen wollen. Sie alle haben eine akademische Ausbildung genossen und hatten zuvor bezahlte Jobs aus denen sie freiwillig ausgetreten sind. »Alle, die da mitmachen, hätten auch einfach das weiter machen können, was sie machten« bestätigt uns einer der Gründer. Unsere GesprächspartnerInnen leben in einer Welt der Optionenvielfalt, in der sie sich dafür entscheiden, »etwas Sinnvolles zu machen« – zumindest für eine gewisse Zeit. Ein Privileg, das nicht alle Menschen genießen und das sie dazu befähigt, sich maßgeblich mit der Zukunft zu



Ergebnisse

» ... jeder will alles irgendwie organic und dies und das und jenes.«

beschäftigen, da sie nicht um ihr täglich Brot bangen müssen.

In der Erfüllung ihrer Aufgabe verkörpern die neuen MacherInnen eine Mischung aus Missionar und Vertriebler, denn es geht hier nicht allein darum Gutes zu tun, alles hat auch immer eine geschäftliche Seite. Es geht um den Verkauf von Dienstleistungen oder Produkten, die mehr sein sollen als nur ein Angebot zur entsprechenden Nachfrage. Werte werden hier ganz explizit vermarktet und übertragen sich in der Produktions- und Konsumentscheidung. Es ist der Versuch und das Bewusstsein um die Notwendigkeit, »Wirtschaftlichkeit und Soziales zu vereinen und einen gemeinsamen Mehrwert zu kreieren.«

Die Zukunft Berlins wird in den Co-Working Spaces der Kreuzberger Hinterhöfe an Pallettentischen nicht nur erdacht, sondern auch praktiziert: Die einen treiben die Themen einer nachhaltigeren Zukunft »mehr theoretisch voran und wir machen halt ein Business, wir sind halt auf der Straße draußen«, versinnbildlicht ein Gesprächspartner den hier gelebten Ansatz. Er sieht das Berlin der Zukunft als eine Stadt ohne LKWs und PKWs. Ein Zukunftsbild einer lebenswerteren Stadt: der Transport findet nicht mehr mit zu großen, lärmenden Lastwagen und Kleintransportern statt, die sich heute täglich ihren Weg über Straßen und Plätze bahnen, sich zwischen FußgängerInnen, PKWs und RadfahrerInnen hindurch manövrieren müssen, und dabei Verkehrschaos erzeugen, sondern beinahe

geräuschlos mit elektronischen Lastenrädern. Diese wendigen, schnellen Kleintransporter bahnen sich wie kleine, fleißige Ameisen ihren Weg durch die Großstadt und erreichen auch den letzten Hinterhof problemlos und ohne dabei Straßen und Wege zu verstopfen. Sie sind Teil einer Stadt, in der die Luft gesünder und der Geräuschpegel niedriger ist.

Die »Social-Impact Start-Ups« liefern die Zutaten für mögliche urbane Zukünfte und begreifen sich entsprechend als Teil der Pionier- und Avantgarde-Stadt Berlin, die als Testlabor innovativer urbaner Lebensstrukturen des 21. Jahrhunderts dient. So könnte Berlin zu einer Stadt werden, »die als Prototyp mit den Problemen der weiteren Zukunft« nicht einfach nur umgeht, sondern in einer »Vorreiterrolle« auch Lösungen für diese bereitstellt. Jede einzelne Innovation lässt sich als Baustein urbaner Veränderung begreifen, der für sich genommen dem Kritiker in der Gegenwart absurd erscheinen mag. »Wenn dann Leute mit

ihren Statistiken kommen. Mit deinen zwei Tomatenpflanzen, die du auf deinem Balkon stehen hast. Also das ist ja wohl ein Scherz, das ist ja marginal zu dem was du eigentlich benötigst und was du konsumierst.«

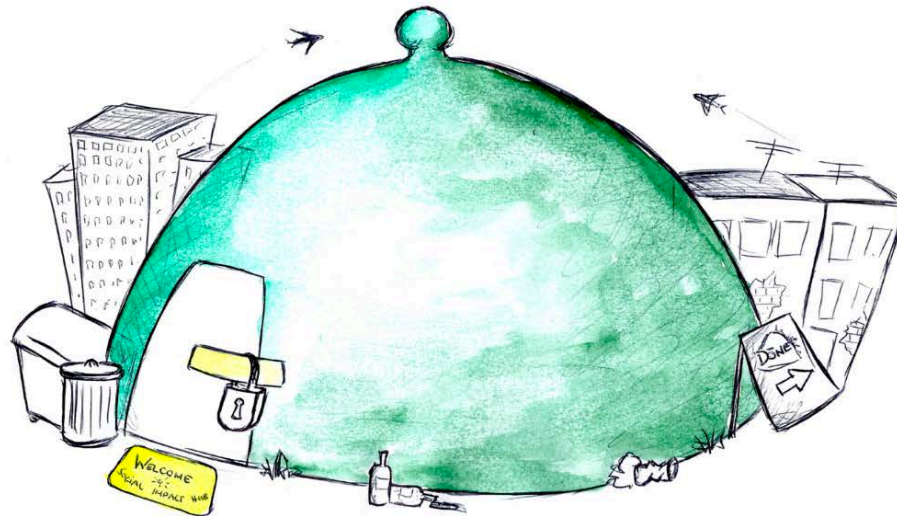
Der »Social Entrepreneur« lässt sich von derartigen Gegenwartsverhaftungen nicht irritieren, denn »es geht halt auch viel um die Tendenz und um die Richtung und darauf aufbauend wird es dann auch wieder neue Konzepte geben. Nur weil man jetzt gerade noch einen beschränkten Horizont hat und weil man das dahinter noch gar nicht sieht« dürfe der Innovator sich in seiner Arbeit über den Horizont hinaus nicht verunsichern lassen und müsse sie als Meilensteine des Innovationsprozesses verstehen.

Die »Social-Impact«-Stadt Berlin erscheint dabei jedoch selbst den GründerInnen als »Bubble, jeder will alles irgendwie organic und dies und das und jenes.« In dieser »Kultur« oder vielmehr »Dunstglocke«, entstehen Innovationen, finden sich Co-WorkerInnen und die Konzepte für eine bessere Zukunft »werden hier getestet«. Vor allem ist es – so ein Interviewpartner – »eine urbane Elite, die Spaß hat, an Zukunftsbildern rumzuhasteln«, die

die Prototypen der sozialen Innovationen nachfragt.

Tritt man aber aus der »grünen Dunstglocke« heraus und zurück in den Dönerdunst des Kottbusser Tors, nimmt die Strahlkraft der schönen, neuen Welt spürbar ab. Bezirk um Bezirk verliert sich die »Transition Town Mentalität« der Endkunden mehr und mehr und schließlich »geht man raus aus Berlin« und fragt sich – so ein Pionier des Urban-Farming zu uns – »Was mache ich hier eigentlich?«

Unser Eintauchen in diese Welt hat sie uns nicht nur näher gebracht, neben vielen spannenden Ansätzen für eine Transformation, hin zum bewussteren Leben ist es vor allem Bewunderung für den Mut und die Ausdauer der GründerInnen, an einer besseren Zukunft zu arbeiten, mit der wir auf die Szene schauen. Zugleich werden die MacherInnen auch von ihrer grünen Dunstglocke umhüllt und vielleicht sogar erdrückt wenn die konkrete Arbeit an der Utopie als Lifestyle-Vehikel genutzt wird. Wir stellen fest: Die »Social-Impact« Welt ist eine Welt der Utopien. In dieser wird Neues gedacht, wenn auch vielleicht zum Teil noch weit ab von der Gegenwart, so doch mitten in ihr als Teil möglicher, vor allem wünschenswerter Zukünfte. Zwischen Ideologie und Machbarkeit. Gegen das System und doch irgendwie mittedrin. Gemacht von Menschen, die viel über die Gegenwart und die Zukunft nachdenken und sich in einer Welt voller Optionen dafür entscheiden, selbst anzupacken und etwas verändern zu wollen. Ihre Grundausrüstung bleibt die Überzeugung – und ein Tisch aus Paletten.



Stimmen aus Berlin – Gespräch über die Zukunft der

thomas Malorny, Lisanne Raderschall, Julia Werner

Vorgehen

